

Jede Geschichte erzählt von einem anderen Menschen, von seinem Leben, seinen Freunden und Widersachern, seiner Umwelt und vor allem: wie er mit seinem Glück und seinen Widrigkeiten fertig wird, denn das eine ist so schwer wie das andere.

Astrid Lindgren

Warum erzählen wir Geschichten?

- Geschichten helfen uns, unser Leben zu verstehen.
- Geschichten regen die Phantasie an.
- Geschichten fordern uns auf zum „etwas selber Tun“ - erzählen, weiterdenken, ...
- Geschichten vermitteln Sinn- und Wertvorstellungen - in meinem Leben, in der Welt.
- Geschichten lassen Gefühle in uns aufkommen - Freude, Spaß, Vertrauen, Mut, Trauer, Angst, Ärger, Zorn, ...
Wir fühlen mit den Personen und mit dem Geschehen - wir lassen uns auf eine Geschichte ein.
- Geschichten erzählen uns Neues - wir entdecken einen Teil der Welt, lernen zu staunen und Gefahren einzuschätzen.
- Geschichten wollen zum Handeln anleiten und Einstellungen (Lebenshaltungen) hervorrufen.
- Im Reden über Geschichten treffen sich Kinder mit ihren Erfahrungen und Fragen. Das gemeinsame Überdenken von Geschichten kann eine gegenseitige Hilfe sein.

Welche Arten von Geschichten gibt es?

Märchen	Geschichten zum Nachdenken	Geistergeschichten
Sagen	Geschichten zum Weitererzählen	Geschichten zum Erweitern des Wortschatzes
Legenden	Lustige Geschichten	
Biblische Geschichten	Traurige Geschichten	

Was kann ich mit Geschichten alles machen?

- ☆ Geschichten erzählen - erzählen lassen.
- ☆ Geschichten vorlesen.
- ☆ Geschichten erfinden (aus Wörtern, Gegenständen).
- ☆ Geschichten nicht fertig vorlesen und den Schluss schreiben, erzählen oder spielen lassen.
- ☆ Geschichten aus dem Stegreif spielen.
- ☆ Geschichten mit verteilten Rollen vorlesen, erzählen, spielen (direkte Rede).
- ☆ Geschichten (oder Teile daraus) zeichnen.
- ☆ Geschichten pantomimisch darstellen.
- ☆ Geschichten mit Musik untermalen oder begleiten.
- ☆ Geschichten in einer Feierstunde, im Gottesdienst verwenden.
- ☆ Geschichten (Märchen, Sagen, Legenden, biblische Geschichten) verändern - ins heutige Leben übertragen - in Mundart übersetzen.

sagte, er würde die Spielzeit genau messen, aber er sei sicher, in zehn Minuten wären alle "Weibsen" erledigt. Das sagte er gerade so laut, dass es zwar nicht die Lehrerin, aber die hinter ihm gehende Petra hören konnte. Petra antwortete nichts, und so stichelte Karli weiter: "So viele Buben können gar nicht den Mumps kriegen, dass wir gegen die patschernten Weiber nicht gewinnen!"

Petra zeigte ihm die Zunge, und dann stieg sie Karli auf das offene Schuhband. Karli ließ die Schuhbänder meistens aus Bequemlichkeit offen, wenn sie vom Schulhaus zum Turnsaal gingen. Er rutschte aus dem Schuh und trat beim nächsten Schritt mit dem Socken voll in den Schneematsch. Die Mädchen brüllten alle vor Schadenfreude auf, auch ein paar Buben konnten das Lachen nicht verbeißen. Schon wollte sich Karli auf Petra stürzen, aber da drehte sich die Lehrerin eben nach ihm um. "Na warte, du kannst heute noch was erleben!" flüsterte Karli wütend Petra zu und schüttelte drohend die Faust. Dann hob er den Schuh auf und hüpfte auf einem Bein die paar Meter zur Turnhalle. Zunächst übten sie irgendwas mit den Reifen und dann mit den Gymnastikstäben, aber sie waren nicht bei der Sache, und die Lehrerin musste ständig mit ihnen schimpfen, weil sie die Stäbe immer polternd fallen ließen, anstatt sie zu fangen. Alle fieberten schon dem Völkerballmatch entgegen.

Endlich, 20 Minuten vor dem Ende der Turnstunde, rief die Lehrerin: "Spieldaufstellung!" Die Buben machten rasch noch ein paar Kniebeugen, Sprünge und kurze Sprints, "um die Muskeln richtig aufzuwärmen".

"Wie der Krankl", hatte Sepp einmal erklärt, "der hüpfte auch sofort los nach dem vorletzten Takt der Bundeshymne!" Die Mädchen gingen gleichmütig in ihr Feld. Frau Fendrich, die Lehrerin, piff das Spiel an. Anfangs sah es aus, als würden die Buben wieder haushoch gewinnen. Ernsti schoss so scharf auf Gerda, dass der von ihrem Knie abprallende Ball sofort wieder zu ihm zurückflog und er Sekunden später Gabriele aus dem Feld schickte. 1:0! Sepp erwischte Martina mit einem "Bananenschuss" an der Hüfte. 2:0! Michis scharfer Ball traf die gemüt-

lich davonhoppelnde Manuela mit voller Wucht am Hinterteil. Die ganze Klasse wieherte los. 4:0! Aber nun die Mädchen: Claudia schnappte sich den Ball, ein weiter Wurf, und der überraschte Roman zuckt zu spät zurück. 4:1, Jubel bei den Mädchen, Hannes und Herbert streiten um den Ball, Herbert will ihn aus Hannes Händen reißen, der Ball rollt ihnen davon, hinter die Linie, zu den Mädchen. "Idiot, blöder!" Der aufgebrachte Hannes schimpft wie ein Rohrspatz und zeigt Herbert den Vogel. Gabriele, selbst schon abgeschossen, ist zur Stelle, und ehe sich 's Hannes versieht, deutet ihm schon die Lehrerin: Hinaus! Abgeschossen! 4:2! Wieder jubeln die Mädchen auf, lauter als zuvor. Matthias kommt an den Ball, aber sein Schuss gerät zu schwach - Petra fängt sicher und nimmt nun Matthias sofort aufs Korn. Der will es Petra gleichtun, aber ihr Schuss rutscht ihm aus den Händen. Abgeschossen! 4:3! Jetzt jubeln die Mädchen nicht mehr wie über einen unerwarteten Zufallstreffer, nein, jetzt haben sie Lunte gerochen. Entschlossen stehen sie da, spüren die große, einmalige Gelegenheit! Ein Bub nach dem anderen muss das Feld verlassen. Wie verhext ist es bei ihnen! Kein Reinhold da, der die hohen, für Petra bestimmten Bälle knapp vor der Linie abfängt; kein Alex; kein Manfred, vor dessen Schüssen die Mädchen sonst panisch hintereinander Deckung suchen. Immer sicherer werden jetzt die Mädchen. Noch dazu beginnen die Buben jetzt untereinander zu streiten, werden unachtsam. Sepperl stößt mit Michi zusammen, Michi humpelt verletzt hinaus, er kann nicht mehr laufen. Markus verstaucht sich die Finger, als er einen Schuss von Marlies fangen will - und auf einmal ist nur mehr Karli im Feld der Buben, der kleine Karli. Und sechs Mädchen sind noch übrig! Entsetzt schauen sich Hannes und Sepp an. "Wir haben schon verloren!" keucht Sepp, aber die anderen Buben können es noch nicht glauben. "Karli! Karli! Karli!" brüllen sie anfeuernde Sprechchöre durch den Saal. "Fangen! Fangen!" schreit Matthias mit krebsrotem Gesicht und hüpfte aufgeregt an der Linie hin und her. Aber Karli darf gar nicht ans Fangen denken, zu tief kommen

Petras Weitschüsse. Petra, immer wieder Petra. Jeden Ball spielen die anderen Mädchen - hoch über Karlis Kopf - genau zu Petra! "Nur jetzt keinen Ball verschenken!" schreit Gerda. Der Sieg für die Mädchen ist schon ganz nahe gerückt.

Wie ein Hase, für den es kein Entkommen gibt, hetzt Karli zwischen den Linien hin und her. Vor ihm Mädchen, hinter ihm Mädchen - kein Bub kann ihm jetzt helfen. Ja, wenn er den Ball erwischen könnte, einen Abpraller vielleicht! Dann zu Sepp oder Hannes oder Ernst spielen, einen Entlastungsangriff starten, ein paar Sekunden Verschnaufpause gewinnen.

"Karli! Karli! Karli!" Das Herz klopft ihm bis zum Hals, er ringt schon nach Luft. Klatschnass klebt das Haar in seiner Stirn, seine Wangen sind hochrot.

Da! Jetzt hat einmal nicht Petra, sondern Martina auf ihn geschossen! Ein schwacher Wurf, noch dazu an die Wand. Das ist die Gelegenheit! Langsam hüpfte der Ball durch das leere Feld der Buben. Mit letzter Kraft hastet ihm Karli nach. Den muss er vor der Linie noch erwischen, fährt es ihm durch den Kopf, dann kann er das Spiel noch herumreißen, dann können die Buben vielleicht noch gewinnen, wenigstens ein Unentschieden herausholen. Der Ball ist schon fast über der Linie. Und dort lauert Petra! Karli kommt zu spät; um Zehntelsekunden, um Zentimeter zu spät. Der Ball ist im anderen Feld. Im letzten Augenblick merkt es Karli, dreht um, so schnell er noch kann, will weg, weg, nur weg von Petra. Petra holt weit aus. Da geschieht es: Karli steigt auf sein linkes Schuhband, dessen Knoten sich geöffnet hat, stolpert, fällt, liegt plötzlich wehrlos auf dem Rücken, nur zwei Meter vor Petra. Petra setzt ab, nimmt den Ball mit beiden Händen, holt nochmals aus. Verzweifelt reißt Karli die Arme zur Abwehr hoch, aber nicht hoch genug. Patsch! Petras Schuss trifft den Buben wie eine Ohrfeige ins Gesicht. Aus.

Für Sekunden ist es ganz still im Turnsaal. Dann brüllen die Mädchen los, schreien, jauchzen, werfen die Arme hoch, fallen einander um den Hals. Donnerstag für Donnerstag haben sie es bei den Buben so gesehen. "Sieg! Sieg!

Sieg!" Die Lehrerin lacht.

Mit hängenden Köpfen schleichen die Buben in den Umkleideraum. Kaum einer würdigt Karli eines Blickes. Der liegt erschöpft auf dem Parkett. "Heut' hättest berühmt werden können!" ruft ihm Matthias verächtlich zu. Ein paar Tränen rinnen Karli über die Wangen. Roman bemerkt es. "Jetzt heult er wie ein Weib!" Markus, der den Ball in den Kasten getragen hat, flüstert Karli noch zu: "Affenarsch!"

Diesmal sind die Buben rasch fertig mit dem Ankleiden. Still stellen sie sich in Zweierreihen an. Die Niederlage ist noch immer nicht verdaut. Karli schleppt sich zur Garderobebank. Noch immer kämpft er mit den Tränen, um sich anzuziehen, ist er zu müde, viel zu müde. Die Mädchen lachen laut, freuen sich, und plötzlich stimmt Martina an: "Immer wieder, immer wieder, immer wieder Völkerball!" Donnerstag für Donnerstag haben es die Mädchen von den siegreichen Buben hören müssen, diesmal singen es die Mädchen mit Begeisterung. Als sich Petra zu Karli beugt und ihm ins Ohr singt: "Immer wieder, immer wieder ...", wird es dem Jungen zu viel. Wütend hebt er seinen Fuß und versetzt Petra einen saftigen "Eisenbahner". Im nächsten Augenblick klatscht es wieder in Karlis Gesicht. Blitzschnell hat ihm Petra eine schallende Ohrfeige versetzt. "Bravo, Bravo" brüllen die Mädchen im Chor. Aufheulend wirft sich Karli auf Petra. Aber Petra ist nicht nur kräftiger, sie ist auch um einen Kopf größer als der Bub. Sie packt ihn bei den Haaren, reißt seinen Kopf hoch und verpasst ihm noch eine Ohrfeige. Endlich erscheint die Lehrerin aus ihrem Umkleidezimmer.

"Brunnhuber, du bist noch immer nicht angezogen! In fünf Minuten wird die nächste Klasse schon hier sein! Los, wir können nicht ewig auf dich warten!"

Karli bleibt allein im Umkleideraum zurück. Es ist ihm egal, ob jetzt eine andere Klasse kommt oder nicht. Er legt sich auf die Bank, presst sein Gesicht auf die Arme und heult, heult Rotz und Wasser, heult sich eine tonnen schwere Last aus Enttäuschung, Wut, Schmerz und Hilflosigkeit von der Seele.

Im Lehrerzimmer erzählt Frau Fendrich, die Klassenlehrerin der 4. a, einer Kollegin: "Stellen Sie sich vor, seit Schulbeginn lasse ich die Buben gegen die Mädchen jeden Donnerstag Völkerball spielen, und heute haben die Mädchen das erste Mal gewonnen!"

"Bilden sie nie gemischte Mannschaften?" fragt die Kollegin erstaunt.

Am folgenden Donnerstag, dem 20. März, waren Manfred, Alex und Reinhold gesund. Die Buben gewannen wieder 8:0.

(Franz Sales Sklenitzka)

Olivenbaum

Wer kann sich sein Schicksal schon aussuchen? Reiche Prinzen müssen in armen Königshäusern leben, faule Bauern in fleißigen Ländern, Leute, die meinen sie seien Besseres, unter Leuten, die Besseres sind.

Ein Vogel hat mal gesagt: unter Adlern sei er ein Adler und unter Fliegen eine Fliege. - Dieser Vogel liebte das Leben!

Und auch die Raupe, die auf einem Olivenbaum wohnte, war glücklich und zufrieden. Sie wusste ja nicht allzu viel von der Welt. Sie hatte ihre Nase, und die erzählte ihr vom Duft der schwarzen Oliven.

Sie hatte ihre Ohren und die hörten die aufregenden Geschichten des Windes. Das war alles, und glaubt mir, das ist schon recht viel im Leben einer Raupe. Dem Olivenbaum ging es ähnlich. Er war ein alter Herr und wusste deshalb ein bisschen mehr von den Vorgängen rund um ihn. Nichts schien ihn aufzuregen, er nahm alles hin, wie es kam.

Sein Freund Mond berichtete ihm die Neuigkeiten, Klatsch und Tratsch, weil der ja viel herumkam. Und ab und zu hörte er auch seltsame Stimmen, die immer dann auftauchten, wenn seine Oliven verschwanden. Na, und damit wäre auch schon alles erzählt.

Deshalb schien es wirklich nicht verwunderlich, dass der Olivenbaum verwirrt war, als er eines Tages so ein merkwürdiges, aber durchaus angenehmes Kitzeln auf seinem Stamm spürte. Es war die Raupe. So etwas hatte der Olivenbaum noch nie erlebt, er konnte sich jedenfalls nicht daran erinnern. Er versuchte, mit der Raupe ins Gespräch zu kommen. Aber glaubt mir, das war gar nicht so einfach.

"Hallo", schien ihm eine verbindliche Anrede zu sein. "Hallo Sie, wer sind Sie denn?" Erschrocken drehte sich die Raupe nach allen Seiten um, sie wusste ja nicht, ob sie gemeint war. Warum hatte die Natur oder sonst wer ihr auch keine Augen geschenkt! - "Sollten Sie mich meinen, ich bin eine Raupe. Und mit wem habe ich das Vergnügen?" "Ich bin ein Olivenbaum. Sehr angenehm, ihre Bekanntschaft zu machen." Das hatte er irgendwann mal gehört, und jetzt schien ihm der passende Moment gekommen, es auch mal anzubringen. Die Raupe war sehr beeindruckt, kein Wunder, es war ja das erstemal, dass jemand richtig mit ihr sprach. Und Olivenbaum empfand es auch als äußerst angenehm, dass man seine Klugheit und Gewandtheit zu schätzen wusste.

Es entwickelte sich eine richtige Freundschaft. Man tauschte Erfahrungen untereinander aus, redete über dies und das.

Naja, und es blieb natürlich nicht nur bei einem Gedankenaustausch. Sie sagten sich Zärtlichkeiten und Komplimente. Ob das nun ein: "Nein, wie stark Sie doch sind!" der Raupe war, wenn der Wind mal wieder betrunken herumkurvte, und sie sich gerade noch hinter dem Stamm retten konnte, oder ein lustvolles Lachen des Olivenbaums: "Wie zart Sie immer an meinen Blättern knabbern. Ach, wie das aufregend ist!"

Nun, so ging das den ganzen Tag hin und her. Aber noch etwas beschäftigte beide in gleichem Maße: der eine wusste vom anderen nicht, wie er aussah. Sie vermieden das Thema.

Die Raupe gehörte nicht gerade zu den schönsten Geschöpfen und so ein Olivenbaum ... Er persönlich hielt sich nicht für besonders attrak-

tiv. So schwiegen beide. Wahrscheinlich hätte diese Romanze das übliche Ende genommen, kennt ihr ja, wenn man sich nichts mehr zu sagen hat und so, wäre nicht folgendes passiert: Ein Vogel hatte die Raupe entdeckt und war drauf und dran gewesen, sie zu verspeisen. Nur ein allerletztes Eingreifen des Olivenbaums, mit Unterstützung des Windes, verhinderte das Schlimmste: Olivenbaum hieb mit einem Ast auf den Vogel ein, der ohnmächtig zu Boden fiel.

Seit diesem Moment sprach die ganze Umgebung nur noch von der Liebe zwischen der Raupe und dem Olivenbaum. Und, glaubt mir, nicht alle nahmen sie ernst.

Dieses Erlebnis aber machte die beiden mutiger im Zeigen ihrer Gefühle. "Sag, Olivenbaum, wie siehst du eigentlich aus?" Diese Frage hatte er seinerseits befürchtet, andererseits gab sie ihm Gelegenheit, sich auch nach ihrem Aussehen zu erkundigen. "Raupe, ich weiß es auch nur von Erzählungen, aber man sagt, man sagt (hier stockte er ein bisschen) es geht ein silbernes Licht von meinen Ästen aus. Und meine Blätter bilden eine strahlende Krone."

Glaubt mir, es war nicht einfach die Erzählung über sein Aussehen ein bisschen auszuschnüffeln. Aber es war doch nur, weil er seine Raupe nicht erschrecken wollte, und weil er dachte, dass sie sowieso nie erfahren würde, wie er wirklich aussah.

"Aber jetzt, Geliebte, musst du mir auch endlich von deinem Aussehen erzählen." Die arme Raupe. Als Freundin eines so wunderschönen Baumes konnte sie ihn nicht mit der Wahrheit enttäuschen. "Mein Olivenbaum, auch ich weiß es nicht genau, aber ich habe gehört, ich soll ein buntes, farbiges Kleid tragen. Und ich soll Flügel haben wie ein Vogel, und ich könnte, wenn ich wollte, auch fliegen."

Was sie sich zum Schluss ausgedacht hatte, schien der Raupe selbst sehr gewagt, aber es sollte diesem edlen Baum zeigen, wie sehr sie ihn liebte. Denn fliegen zu können und trotzdem auf seinem Stamm zu bleiben, das beeindruckte sie sogar selbst.

Olivenbaum und Raupe atmeten auf. Keiner hatte des anderen kleinen Schwindel durch-

schaute. Sie waren glücklich, erzählten sich weiterhin Geschichten, und der Mond, der Wind und auch die Vögel waren ihre Freunde. Und wenn sich nichts geändert hätte, wäre es noch heute so.

Eines Tages erkrankte die Raupe. Sie rührte sich nicht mehr von der Stelle, sagte kein Wort, ja, sie aß sogar nichts mehr von den Blättern. Olivenbaum war traurig, wusste nicht, was geschehen war, und rief immerzu nach ihr. Er fragte die Freunde, aber auch die verhielten sich eigenartig, gaben nichtssagende Antworten und trösteten ihn. Sie sagten, es würde schon wieder alles in Ordnung kommen. Seine Raupe schlief, das müsse so sein. Keiner brachte es übers Herz, ihm zu sagen, dass sein Rufen, seine Hoffnung umsonst war. Dass er seine geliebte Raupe niemals mehr hören und spüren würde. Es war ein wunderschöner Frühlingstag, als der Wind ganz vorsichtig und zart über die Raupe strich: "Räupchen, erschreck dich nicht, Frühling hat dir ein neues Kleid angezogen und hat ... deine Füße ein bisschen verwandelt. Und er hat dir ein neues Kleid angezogen. Und er hat dir noch etwas mitgebracht: etwas, womit du deinen Olivenbaum wirst sehen können - Augen. Mach sie auf und schau dich um".

Und die Raupe öffnete die Augen. Und sie sah die Sonne und den Himmel. Und sie sah ihr farbiges Kleid. Und sie sah die Freunde und ... ihren Olivenbaum. Wie schön er doch war. Noch viel schöner, als er ihr erzählt hatte. Die Blätter, die sie sah, waren aus Silber und die Äste bildeten eine Krone, die heller strahlte als ... als alles andere!

"Olivenbaum! Hallo Olivenbaum, ich bin wieder gesund!"

Olivenbaum glaubte zuerst an einen Scherz, aber dann wusste er, es war die Stimme seiner Raupe. Sie war wieder da, er hatte es gewusst, nein, er hatte es gehofft. "Sag, was war los mit dir?" Und die Raupe erzählte. Von ihrem neuen Kleid, von den Flügeln, den Augen, von ihrem neuen Namen. Glaub mir, als Olivenbaum das hörte, meinte er, ein Blitz würde in seine Krone schlagen. Nun sah sie seine "silbernen" Blätter, seine krummen, grauen Äste, die nichts

von einem Licht an sich hatten. Wahrscheinlich würde sie keine Minute länger bei ihm bleiben. Und als er spürte, wie seine Raupe ihre Flügel spannte und aufflog, ging ein derartiges Beben der Trauer durch ihn, dass einige Oliven zu Boden fielen - so etwas passiert einem Olivenbaum niemals.

“Olivenbaum, ich kann fliegen, fliegen, fliegen!” Ja, sie konnte wegfliegen, und er musste bleiben.

“Flieg nur, mein Räumchen, flieg”. Räumchen flog. Von einem Ast zum anderen. Sie umflog die Krone und küsste den Stamm. Und wenn der Wind ein kleines Spiel mit ihr treiben wollte, da packte sie eines der silbernen Blätter und hielt sich daran fest. Sie verließ niemals die sil-

bernen Arme ihres Olivenbaumes.

Für ihn begann ein neues Leben. Ein Leben so schön, wie er es bisher nur geträumt hatte. Er wusste es jetzt, alle wussten es: Was der Mond immer erzählt hatte, war keine erfundene Geschichte:

Die Liebe gibt's wirklich! Und weil sich nichts geändert hat, ist es auch heute noch so.

Übrigens, sagt nichts und freut euch, wenn ihr mal einen Schmetterling von silbernen Blättern und leuchtenden Bäumen erzählen hört. Für ihn ... sind sie silbern.

(aus: *Wie ein Geschenk auf flacher Hand*,
Liebesmärchen von Folke Tegethoff,
Spectrum-Verlag)

Die anderen Kinder

Die Kinder aus der Teichstraße sagten: “Die anderen Kinder”, und damit meinten sie die aus dem Bahnweg. Die Kinder aus dem Bahnweg sagten auch: “Die anderen Kinder”, und damit meinten sie die aus der Teichstraße.

Den Bahnweg gab es schon lange. Es war ein lehmiger Fahrweg, der führte durch verwildertes Wiesenland am Bahndamm entlang zur alten Kiesgrube. Sie war jetzt halb zugeschüttet mit Gerümpel und Schutt.

Es gab am Bahnweg nur drei Häuser, das waren Notunterkünfte, graue Steinbaracken mit flachen Wellblechdächern.

Die Teichstraße war eine neue Straße. Hohe weiße Wohnblocks standen dort, schöne Häuser mit großen Fenstern und sonnigen Balkonen, und zwischen den Blocks gab es Grünanlagen und einen Spielplatz.

Als die Leute dort einzogen, sagten die Eltern zu ihren Kindern:

“Am Bahnweg wohnt nur schlechtes Pack. Das sind Leute, die keine Miete bezahlen, die nicht arbeiten. Mit denen wollen wir nichts zu tun haben. Spielt nicht mit den Kindern aus dem Bahnweg.”

Und die Eltern im Bahnweg sagten zu ihren

Kindern: “Kümmert euch nicht um das hochmütige Volk aus den neuen Häusern. Die denken, sie wären etwas Besseres, als wir.”

Das machte die Kinder nur neugierig.

Die aus der Teichstraße fuhren mit ihren Fahrrädern durch den Bahnweg. Sie beneideten die Kinder dort, weil sie aus dem Gerümpel in der Kiesgrube Buden bauen konnten. Und nach jedem Regen stand Wasser in der Grube, dann paddelten die Bahnwegkinder dort auf Bretterflößen. Aber wenn sie die Teichstraßenkinder sahen, schriegen sie:

“Was wollt ihr hier? Teichstraßenaffen, Hossenscheißer. Passt auf, da liegt ein Strohalm, gleich fliegt ihr auf den Arsch! Haut ab!”

Manchmal kamen auch die Kinder aus dem Bahnweg zum Spielplatz an der Teichstraße.

Sie taten so, als fänden sie hier alles komisch. Sie flüsterten miteinander und lachten übertrieben laut und zeigten mit dem Finger auf die Teichstraßenkinder. Die schriegen dann:

“Ihr habt hier nichts zu suchen! Bahnwegpack, Drecksäue! Ihr wollt nur unsere Sachen klauen, schaut dass ihr wegkommt!”

So war es zuerst, aber so blieb es nicht lange, und das kam durch Karsten aus der Teichstraße und durch Freddi, Tino und die Türken aus dem Bahnweg.

Karsten war fünf Jahre alt, und wenn er draußen spielte, sollten seine beiden großen Schwestern auf ihn achtgeben. Aber immer wieder lief er ihnen weg, und wenn sie ihn suchten, war er nirgendwo zu finden.

Am Abend saß er dann jedesmal wieder brav im Sandkasten und sagte: “Ich bin nur ein bisschen mit dem Roller herumgefahren.”

Das glaubten die Mädchen ihm auch immer.

Aber einmal wurde es Abend, und Karsten war noch nicht wieder da. Die Mädchen und drei von den großen Jungen suchten ihn. Zuletzt liefen sie zum Bahnweg.

Unterwegs sagten sie: “Im Bahnweg wohnt doch ein Mann, der hat schon im Gefängnis gesessen! Wenn der jetzt dem Karsten etwas getan hat?”

“Und Zigeuner wohnen im Bahnweg”, sagten sie. “Manche Leute sagen, dass Zigeuner kleine Kinder stehlen!”

Sie sagten: “Ausländer gibt es auch dort, Türken. Man weiß nicht, was für Leute das sind. Die reden ja nicht richtig deutsch.”

Im Bahnweg saß der Zigeunermann auf der Bank vor seinem Haus und fütterte ein kleines Kind mit Brei. Die Teichstraßenkinder fragten ihn nach Karsten. Er sagte: “Der ist mit meinem Tino weggegangen. Karsten und mein Tino sind gute Freunde.”

Beim nächsten Haus war ein Gemüsegarten. Ein junges Mädchen machte Unkraut aus, und ein alter Mann stand auf einer Leiter und flickte etwas am Dach.

Die Kinder bleiben am Zaun stehen.

“Was wollt ihr denn hier?” fragte das junge Mädchen. “Gafft nicht so!”

Aber der alte Mann rief von oben: “Freddi

ist mit Karsten und dem Zigeunertino bei den Türken. Alle Kinder sind eingeladen. Beeilt euch, sie feiern ein türkisches Fest!”

“Die sind doch aus der Teichstraße”, sagte das junge Mädchen. “Macht das einen Unterschied?” fragte der alte Mann.

Sie gingen weiter. Einer von den Jungen flüsterte: “Das war der Mann, der im Gefängnis gesessen hat!” “Warum reden die Erwachsenen eigentlich immer so schlecht von den Bahnwegleuten?” fragte ein anderer.

Bei den Türken machte eine Frau die Tür weit auf und rief: “Herein, herein!”

“Viele Gäste, großes Fest” rief ein Mann. Er zeigte auf eine lange Polsterbank mit bunten Decken und Kissen. Dort saßen schon sieben oder acht von den Bahnwegkindern. Auch Karsten saß dort.

Die aus der Teichstraße blieben an der Tür stehen. “Komm sofort nach Hause!” rief eine von Karstens Schwestern.

“Setzen! Setzen!” sagte die Frau.

Die Bahnwegkinder rückten zusammen und sahen die Teichstraßenkinder an und grinnten.

“Ihr habt Angst?” fragte der Mann. “Hier haben die Menschen Angst vor den Fremden. Warum?”

Da kamen sie herein und setzten sich.

Die Frau brachte Gläser und Tassen mit süßem Tee, und die Teichstraßenkinder mussten türkisches Gebäck essen und türkischen Tee trinken, und die Bahnwegkinder sahen ihnen zu und grinnten immer noch.

Keiner sagte ein Wort.

“Stumme Kinder?” fragte der Mann.

Jetzt grinnten auch die aus der Teichstraße, aber sie wussten nicht, was sie sagen sollten. Sie waren verlegen, weil sie so unfreundlich von den Türken gesprochen hatten.

Endlich hatten sie ihren Tee ausgetrunken.

Sie bedankten sich bei der Frau. Der Mann brachte sie zur Tür und sagte: "Kommt wieder, wir freuen uns!"

Die Bahnwegkinder liefen ihnen nach.

"Kommt wieder, wir freuen uns auch!" riefen sie. "Dann schmeißen wir euch in die Kiesgrube, ihr armen Mamakinderchen! Ihr Schürzenbandlutscher!" Sie lachten.

"Ja, morgen!" schrienen die aus der Teichstraße. "Dann verhauen wir euch, ihr grinsenden Ohrwürmer!" Sie lachten auch.

"Ihr stinkenden Käsemaden!" schrienen die aus dem Bahnweg.

"Ihr Kaninchenfurfänger!" schrienen die aus der Teichstraße.

Und so fing ihre Freundschaft an.

(Ursula Wölfel)

Die Geschichte von den guten Worten, die keiner mehr machen wollte

Eines Tages beschlossen Herz, Hirn und Zunge, keine guten Worte mehr zu machen. "Sie belasten mich", sagte das Herz, "sie machen mich so gütig und weich: ich möchte aber lieber hart sein."

Und das Hirn fügte hinzu: "Ich habe viel kompliziertere und wichtigere Dinge zu denken; ich kann meine Zeit und meine Kraft nicht mit diesen kleinen guten Worten vergeuden. Sie sind mir zu unbedeutend und klein. Außerdem - wem bringen sie denn schon Nutzen?"

"Auch ich", meinte die Zunge, "habe anderes zu tun. Meine Muskeln sind geübt im Sprechen von langen Sätzen und Fremdwörtern. Ich kann mich nicht mit so kleinen guten Worten abgeben."

Da begann das Herz nur mehr harte, lieblose Worte auf die Zunge zu schicken. Je länger es dies tat, desto härtere Worte fielen dem Herz ein. Alle diese Worte fielen hart klirrend von der Zunge in die Herzen der anderen Menschen, und dort blieben sie ganz leblos liegen, ohne Frucht zu bringen.

Und die kleinen Worte, die froh machten, Glück schenkten, die Geborgenheit und Freude ausstrahlten, all diese kleinen Worte waren bald vergessen. Wenn das Hirn wirklich einmal ein kleines gutes Wort erdachte, oder wenn sich so ein Wort aus der hintersten Ecke

des Herzens auf die Zunge verirrte, so stockte die Zunge einen Augenblick lang, wurde dann starr wie ein toter Fisch - und sagte kein einziges Wort.

Nach einiger Zeit fühlten sich die Herzen ganz leblos und tot. Nichts ließ sie mehr höher schlagen, weil keine kleinen guten Worte mehr hinaus- oder hineinkamen. Die Hirne dachten nur mehr an Erfolg und Geld und Besitz. Dann kam der Tag, an dem die Menschen nur noch Roboter waren mit kieselhartem Herzen. In den Herzen hatten sie nur noch ihre Sparbücher und ihren Besitz verwahrt. Nur der, der große Erfolge erzielte, war angesehen.

Die Herzen schlugen nicht mehr füreinander, weil sie keine guten Worte in sich hatten. Die Hirne dachten keine guten Gedanken für andere Menschen mehr. Und die Zungen konnten keine guten, liebevollen Worte mehr schenken.

Die Welt war so trostlos, kalt und leer geworden. Auf den Gesichtern der Menschen war keine Freude mehr abzulesen, und das Glück schien es gar nicht zu geben. Die Menschen ähnelten bereits den Maschinen in den Fabriken und Werkstätten.

Nur einige wenige Menschen erinnerten sich an Liebe und Freude. Und sie begannen nach

den kleinen guten Worten zu suchen, die inzwischen vergessen worden waren. Sie entdeckten sie mühsam, weil sie versteckt irgendwo lagen; denn niemand wollte sie mehr machen. Und diese wenigen Menschen brachten ihren Fund unter die Leute!!!

Und da begannen die Menschen, die kleinsten der kleinen guten Worte zu sagen: "Ich" und "Du" und "Wir".

Da begannen die eingefrorenen Herzen wieder aufzutauen, die Hirne erinnerten sich wieder an die vielen kleinen guten Worte, die es gab, und die Zungen sprachen sie aus. Auf einmal schlugen die Herzen einen anderen Takt; sie schlugen höher bei den Worten: "Du, ich hab dich lieb." Und ein Mann sagte ganz unerwartet zu seiner Frau: "Danke, das hast du gut

gemacht." Und der Starke fragte den Schwachen: "Kann ich dir helfen?" Viele Menschen erzählten sich nun mit kleinen guten Worten, wie sie sich fühlten, und sie fragten einander ganz ehrlich: "Wie geht es dir?"

Mit einmal sah man Freude in den Gesichtern der Menschen. Liebe war jetzt nicht nur mehr ein Wort, sondern sie war wirklich da, sie wurde gezeigt und gelebt. Da fragten sich die Herzen: "Warum sind wir nicht schon früher draufgekommen, dass uns die kleinen guten Worte gefehlt haben?" Und man kam zu der Erkenntnis, dass die kleinen guten Worte überlebenswichtig seien.

Von nun an hatten die Menschen den guten Willen, immer solche kleinen guten Worte zu machen und weiterzuschicken.

Baronesse Draculesse

Die Turmuhr schlug neun, zehn, elf. Baronesse Draculesse räkelte sich in ihrem Sarg. Schlag zwölf sprang sie auf. Sie wollte spazieren gehen. Sie wusch sich nicht, sie duschte nicht, sie kämmte sich nicht, sie manikürte ihre Nägel nicht, sie legte keine frische Farbe auf. Sie zog sich nicht einmal um. Das war allerdings auch nicht nötig, da sie ohnehin im Abendkleid schlief. Baronesse Draculesse hatte es eilig. Vor Sonnenaufgang musste sie wieder in ihrem Sarg liegen. Und jetzt war Sommer, diese ekelige Jahreszeit mit den kurzen Nächten. Leichtfüßig huschte sie aus ihrer Gruft .. und rutschte auf einer Bananenschale aus. Sie schlitterte in das frisch ausgehobene Grab Nr. 131313. Dort lag bereits der betrunkene Totengräber.

"Möge dich ein Werwolf verschlingen!" fauchte Baronesse Draculesse wütend.

"Wie kannst du dich erdreisten, an diesem Ort Bananen zu essen? Und mir die Schalen in den Weg zu werfen? Du fuselbeduselte Figur! Wie stellst du dir das überhaupt vor, ausgerechnet jetzt deinen Rausch auszuschlafen, während der Stunde der Vampire? Gaff mich doch nicht so an mit deinen himmelblauen Augen, wo ich doch weder Himmel noch Blau ausstehen

kann! Und lall nicht so liederlich! Mensch, musst du voll sein! ... Sag einmal: Hast du zufällig Blutgruppe Null Rhesus negativ?"

Der Totengräber bibberte am ganzen Körper. "S-s-sehe ich vielleicht so aus?" stammelte er. Baronesse Draculesse fletschte die Zähne und biss ihn. "Oooh!" stöhnte er und sank zur Seite. Dann aber flüsterte er: "Bitte noch einmal!" Baronesse Draculesse würdigte ihn keines weiteren Blickes. Eine unbändige Kraft durchströmte sie. Sie erhob sich und sprang aus dem Grab. Doch plötzlich wurde ihr übel. Sie begann zu torkeln. Sie wusste nicht mehr, was sie im Sinn gehabt hatte. Sie begann Trinklieder zu trällern, und der Totengräber stimmte mit ein.

Da begann es im Osten zu dämmern. "Die Gruft ruft ... die Gruft ruft ..." stammelte Baronesse Draculesse. Schon schimmerten die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne am Horizont. Kurz entschlossen wankte sie zu der erstbesten Grabkammer. Sie ahnte nicht, dass es die ihrer ärgsten Feindin war: die der Gräfin Bismark ...

(Ernst Ekker)

Gespensterstunde

Die Turmuhr schlug zwölf. Mitternacht. Das mittelgroße Gespenst Ignaz Klapperbein hockte im Glockenstuhl und schlenkerte mit den Knochen. Fledermäuse schwirrten um seinen Kopf und verfangen sich in seinen himmelblauen Haaren. In den letzten fünfhundert Jahren hatte Ignaz Klapperbein ausschließlich düstere Haarfarben getragen: trübseliges Braun, schwermütiges Lila, hoffnungsloses Schwarz. Seit gestern aber war ihm himmelblau zumute. Denn gestern Nacht hatte er die Windsbraut Klothilde die Wilde kennengelernt. Er war entschlossen, sich ihr zu erklären. Gleich würde sie vorbeigesaust kommen - und tatsächlich: da brauste die wilde Klothilde schon um die Ecke. Ignaz Klapperbein stürzte sich aus dem Turmfenster und heulte hinter ihr her:

“Ich liebe dich! Mich reizt deine schöne Gestalt. Diese verwegenen, aber treffenden Worte sind weniger von mir als von einem gewissen Goethe, Johann Wolfgang von. Nicht ohne Talent, der Bursche. Der Herr gilt als Klassiker. Ich könnte es selbst nicht besser. Das mit der schönen Gestalt hat er hübsch gesagt. Du staunst wohl über meine Bildung? Bildung ist etwas Schönes, besonders, wenn man sie hat! Deshalb fordere ich dich hiermit zur Bildung eines Ehestandes auf. Ich gestehe, dass mir bei

diesem Gedanken schwindelt...

Mir wird ganz sonderbar zumut,
mir scheint, dass das die Liebe tut.
O Gott, wie wird mir heiß und kalt!
Und bist du nicht willig, so brauch ich
Gewalt ...”

Klothilde die Wilde bog sich vor Lachen. Dabei tänzelte sie um Ignaz Klapperbein herum, mal vor ihm, mal hinter ihm, mal rechts und mal links. Doch weil sie von Natur aus wendiger war als er, konnte er sie nicht packen. Sie stürmte johlend voraus, er ihr heulend nach. Eine wilde Jagd! Wo die beiden vorüberkamen, richteten sie Schaden an. Sie rollten ein Auto weg, warfen zwei alte Frauen um, deckten drei Dächer ab, drückten vier Türen ein und zertrümmerten fünf Fensterscheiben. Die Menschen verkrochen sich in ihre Betten, die Hunde unter den Betten. Die Feuerwehr rückte aus und raste sirenentutend mit blinkendem Blaulicht hinter dem flüchtenden Paar her. Und wenn der Feuerwehr das Benzin nicht ausgegangen ist, dann rast und blinkt sie noch immer....

(Mira Lobe)

Die Geschichte vom Honigbären

In einer Bärenfamilie lebte ein kleiner Bär. Er wurde nur der Honigbär genannt. Er sammelte wie alle Bären Früchte, Nüsse, Zweige, Beeren, aber vor allen Dingen Honig. Hörte er eine Biene summen, lief er, so schnell er konnte, hinterher.

Er versuchte nicht, die Biene zu fangen, er suchte den Baum mit dem Bienenstock, und wenn er ihn gefunden hatte, stahl er den Bienen allen Honig. Es macht ihm gar nichts aus, wenn die Bienen sich auf seinen Pelz setzten.

Und es machte ihm auch nichts aus, wenn die anderen Bären ihn ausschimpften und sagten: “Du hast schon wieder Honig gesammelt. So viel Honig gibt es doch gar nicht. Komm, sammle andere Dinge, wir wollen im Winter nicht verhungern.” Aber der kleine Bär liebte nun einmal Honig über alles. Es war ein schönes Gefühl, einfach dazusitzen und sich die Tatze in den Mund zu stecken, sie abzulecken und den Honig zu genießen. Es war ein unvorstellbar süßes Gefühl.

Nun kam der Winter heran. Alle Bären hatten viel gesammelt, auch der kleine Honigbär. Mit Mühe und Not verzichtete er darauf, noch die letzten Bienenstöcke zu suchen und auszurauben. Aber er wusste, dass er sonst im nächsten Jahr keinen Honig gehabt hätte. So legte er sich mit allen anderen Bären zusammen in seine Höhle. Sie kuschelten sich aneinander, schlossen den Eingang und schliefen ein. Den ganzen Winter lang träumten sie. Sie träumten von anderen Bären, von der Sonne, von der Wärme, vom Licht, von grünen Wiesen, von saftigem Fleisch. Aber der kleine Honigbär träumte nur von einem Ding - vom Honig. Er lag da, und ab und zu gab er einen Stoßseufzer von sich und leckte sich die Nase im Schlaf ab. Wenn er es gar nicht mehr aushielt, wenn er wach wurde und ganz kleine Augen hatte, schlich er sich von dannen, lief zu seinem Honigtopf, steckte die Tatze in den Honig und legte sich wieder hin. Die Pfote im Mund, schlief er seelenruhig weiter.

Als der Winter fast vorbei war, aber der Schnee noch draußen lag, wurden die Bären langsam wieder wach. Sie aßen nach und nach

alle Vorräte und wurden doch dünner und dünner. Fast alles war aufgeessen. Die Bären kuschelten sich aneinander und hatten kaum noch dickes Fell und wenig Fett. Alle waren sehr müde und traurig.

Auf einmal ging ein Lächeln über das Gesicht des kleinen Honigbären. Er sagte: "Legt euch hin, schließt eure Augen, öffnet euren Mund, denkt an die Sonne, denkt an die grünen Wiesen, denkt an die Bienen, die um euch herumfliegen." Nun ging der kleine Honigbär so leise wie er konnte von dannen und holte aus seinem sichersten Versteck in der Höhle seinen letzten großen Honigtopf. Er schlich mit diesem Honigtopf zurück zu den anderen Bären und gab jedem ganz vorsichtig mit seiner Pfote etwas Honig. Der Ausdruck der Bären war selig. Sie seufzten glücklich, die geschlossenen Augen strahlten, und sie wurden ganz zufrieden. So ging der kleine Honigbär rundherum. Als er fertig war, stellte er den Topf in die Mitte, legte sich zu den Bären, steckte seine Pfote in den Mund und schlief mit den anderen Bären bis zum ersten Sonnenstrahl.

Der Spatz beim Psychiater

"Der Nächste bitte", sagte der Psychiater und wunderte sich nicht schlecht, als ein kleiner Spatz über die Türschwelle hüpfte. Das ungewohnte gewohnt, fand er sehr schnell seine professorale Haltung wieder und begrüßte den Kleinen, indem er sich tief zu ihm niederbeugte und den rechten Flügel des Patienten in seine große Menschenhand nahm. "Was führt Sie zu mir?" sagte der Arzt und verbarg die Verwunderung in seiner Stimme. "Ach, Herr Professor!", sagte der Spatz und flog auf den Besuchersessel. "Ich glaube, dass nur noch Sie mir helfen können." "Nun", meinte dieser, "wir werden sehen. Erzählen Sie, Herr Spatz, warum kommen Sie zu mir?" Der Spatz glättete, um Zeit zu gewinnen, sorgsam ein wegstehendes Federchen an seiner Brust. Dann neigte er den Kopf und blickte mit einem Auge den

Professor an. "Ich heiße Franz, Herr Professor, meine Mutter hat den heiligen Franz von Assisi sehr verehrt, deswegen. Sie war eine Landspätzin, ich bin auch auf dem Land aufgewachsen, aber später, als sie schon tot war, bin ich in die Stadt gezogen, ich wollte mehr sehen und lernen als sie. Und jetzt bin ich sehr unglücklich." "Ach, bekommt Ihnen das Stadtleben nicht?" fragte der Professor und vermutete sich auf der richtigen Spur. "Aber ja", meinte der Franz, "es gefällt mir gut, im Grunde ist es ja auch nicht anders als bei mir zu Hause. Die Schwierigkeiten, mit denen ich nicht fertig werde, gibt es dort wie da." Er erhob sich, um seine Aufregung ein wenig zu besänftigen und flog eine Runde um des Professors Schreibtisch, bevor er sich wieder im Sessel niederließ. Er faltete seine Flügel vor sich, konzentrierte sich

Wie kann ich Geschichten in der Gruppenstunde einsetzen?

Zur Einstimmung

- ☒ Aufmerksam machen der Kinder.
- ☒ Einstimmung auf ein Thema.
- ☒ Erzeugen einer lockeren Stimmung.

Als Schwerpunkt

- ☒ Hinführen zum Höhepunkt.
- ☒ Anregen zum Nachdenken.
- ☒ Anleitung zum Diskutieren.
- ☒ Anregen zum Meditieren.
- ☒ Zur Vertiefung eines Inhaltes.
- ☒ Anregung zum Tun (Spielen).
- ☒ Hilfe zum Besprechen von Schwierigkeiten, die in der Gruppe aufgetreten sind.

- ☒ Deutlich machen von Lebenshaltungen.

Zum Ausklang

- ☒ Zusammenfassung oder Schluss eines Themas.
- ☒ Den Gedanken der Geschichte den Kindern „mit nach Hause geben“.

Nicht vergessen:

Geschichten erzählen - auch einmal ganz ohne deine „Absicht“, so zwischendurch, auf Wunsch der Kinder, auf dem Lager usw. - ist wichtig und für die Kinder sicher immer ein schönes Erlebnis!

Was muss ich als GruppenleiterIn überlegen, wenn ich eine Geschichte in der Gruppenstunde gezielt einsetzen will?

Wenn ich in der Gruppenstunde eine Geschichte einsetze, habe ich meistens ein erzieherisches Ziel. Ich möchte gerne eine gewisse Einsicht oder Erkenntnis fördern, vielleicht auch nur Spaß und Unterhaltung bieten. Da sich aber meine Erlebniswirklichkeit (Erfahrungen, Eindrücke, Deutung der Geschichte) von der der Kinder unterscheidet, wird es nötig sein, dass ich als GruppenleiterIn mir vor dem Einsatz einer Geschichte einige Fragen stelle:

- ◆ Was gefällt mir selbst an der Geschichte und warum?
- ◆ Brauche ich irgendwelche Vorkenntnisse, um die Geschichte zu verstehen? (Können auch die Kinder diese Kenntnisse haben?)

- ◆ Was möchte ich mit dem Einsatz dieser Geschichte erreichen?
- ◆ Welchen Erfahrungshintergrund bringen vermutlich die Kinder für das Verständnis der Geschichte mit?
- ◆ Wie kann ich darauf achten, dass ich bei der Erarbeitung der Geschichte die Kinder nicht überfordere?
- ◆ Was darf ich von den Kindern erwarten? Wozu darf ich sie nicht zwingen?

Ein Hinweis:

Wenn Kinder mit einer Geschichte nichts anfangen können, wenn sie ihnen nicht gefällt, ist es besser, nicht auf einer Erarbeitung zu bestehen. Die Kinder könnten die Freude an Geschichten verlieren!



und begann nach einem kurzen Seufzer zu sprechen:

“Meine Mutter war eine sehr lebensfrohe Frau. Sie sang den ganzen Tag, kümmerte sich wohl sehr um uns Kinder, aber sie liebte den Tag und ihr ganzes Leben. Sie sorgte für unser Wohl, wir hatten immer genug zu essen, sie hatte aber auch Zeit, um mit anderen Spatzenmüttern zu zwitschern, in der Welt umherzufliegen und uns neue Lieder beizubringen. Ich dachte, das sei die normale Art zu leben, denn sie hatte uns immer wieder von einem Menschen erzählt, der gesagt hatte, der Vater im Himmel gäbe uns immer genug zu essen, wir bräuchten uns gar keine Sorgen zu machen. Ich habe mir auch nie Sorgen gemacht: ich bin geflogen, wohin ich wollte, habe gesungen, wie ich wollte, bin geblieben, wo ich wollte, weil ich ja wusste, da ist ein Vater, der auf mich aufpasst. Nun aber, je mehr andere Spatzen und andere Vögel ich kennenlernte, desto mehr sehe ich, dass ich anders bin als die anderen.

Bisher hat es mich auch nicht gestört, anders zu sein, weil ich immer beneidet wurde um meine Fröhlichkeit, für die ich gar nichts kann, ich lebe gern und ich möchte allen sagen, wie schön es ist, auf der Welt zu sein - im Vertrauen: ich bin bekannt als Komponist vieler neuer Spatzenlieder!” Der kleine Franz konnte sich nicht halten und sang dem Professor eines seiner Lieder vor, es war ein hübsches kleines Lied, das den Professor lächeln machte ...

Dann aber verschwand der kleine Franz kummervoll fast in seinem Sessel und erzählte weiter: “Jetzt aber habe ich eine Spätzin gefunden, die mir sehr gut gefällt, und es ist mir wichtig zu wissen, was sie denkt. Und sie denkt wie so viele andere: Man muss an seine Zukunft denken, sagt sie, man muss sparen und Würmer sammeln, ein großes Nest für alle Zukunft bauen, womöglich mit einer Aussichtsterrasse. Das hat mich so unsicher gemacht, sie hat gesagt, ich erkenne die Zeichen der Zeit nicht richtig, ich müsse mich anpassen, alle Welt sorgt für die Zukunft und ich sei wohl nicht ganz normal, weil ich so in den Tag hineinlebe. Des-

halb bin ich ja auch bei Ihnen, Herr Professor, ich möchte doch auch gerne normal sein. Aber ich kann halt nicht vergessen, wie glücklich ich bisher gelebt habe, mit keinem Ballast und immer auf der Suche nach Neuem - immer war ich fröhlich, und jetzt bin ich es gar nicht mehr. Können Sie mir helfen, Herr Professor?” Ein langer Augenblick des Schweigens verging.

“Nein”, sagte der Professor dann, so sanft er nur konnte, um den kleinen Franz nicht allzusehr zu erschrecken. “Nein. Ich kann Ihnen nicht helfen. Und ich will Ihnen auch gar nicht helfen!” Der arme Franz schluckte und zwitscherte traurig und empört: “Wieso nicht ..., ja, warum denn nicht ...”, dann blieb ihm der Atem von seinem Schnabel weg. Der Professor räusperte sich ausgiebig. Jetzt war die Reihe an ihm ein wenig verlegen zu werden.

“Ich will versuchen, es Ihnen zu erklären”, meinte er schließlich. “Ich kann Ihnen nicht helfen, weil ich Sie beneide.”

“Beneiden? Mich?” fragte Franz und wurde förmlich ein lebendiges Fragezeichen. “Ja. Sehen Sie, in meiner Praxis rede ich jeden Tag mit Menschen, die den anderen Weg gewählt haben, die so denken wie ihre Spatzenmadame. Die meisten von ihnen haben sich auch das Nest für alle Zukunft gebaut. Und vor lauter Anstrengung haben sie das Lachen und das Singen verlernt. Sie haben verlernt, über den Rand des Nestes hinauszusehen, sie haben vergessen, dass die Welt groß und voller Abenteuer ist. Sie sind damit beschäftigt, ihr Nest immer größer und prächtiger auszustatten und sind dann böse auf ihre Kinder, die, neugierig auf die Welt, am Rande des Nestes sitzen und Anstalten machen, davonzufiegen. Und ich muss ehrlich sagen, mein kleiner Herr Spatz, es ist für uns Menschen nicht einfach, so ins Leben hinein zu vertrauen und an einen Vater zu glauben, der unser aller Leben in der Hand hält - zu sehr sind wir Kinder unserer Zeit, und wir lieben noch dazu sehr die Sicherheit und Bequemlichkeit. Deshalb beneide ich Sie um den Mut, in äußerer und innerer Freude zu leben. Ich kann Ihnen nur den einen Rat geben:

Bleiben Sie so und leben Sie so, wie Sie sind. Ihre Spätzin wird von Ihnen lernen können." Der Professor blickte den Franz über den Rand seiner Brille hin nachdenklich an. Der wiederum hielt sein Köpfchen schief und versuchte, die Freude in seinen runden Äuglein halbwegs zu verbergen. "Dann bin ich also ganz normal?" musste er noch fragen und wurde ziem-

lich rot dabei. "Beneidenswert normal!" bestätigte der Professor und seufzte ein wenig, als er den Spatzen Franz zur Tür begleitete.

So einfach ist es also. So einfach wäre es - so "normal".

Was also macht es uns heute so schwer, einfach, aber wesentlich zu leben?

Der König mit dem grimmigen Blick

Bei dieser Geschichte haben die Zuhörer die Möglichkeit, "aktiv" mitzutun. Dadurch sind sie automatisch mit viel mehr Konzentration dabei.

Die folgenden Personen werden auf verschiedene Kleingruppen aufgeteilt:

der König	brrr
die Tochter, die aussieht wie eine Hexe	hihihi
die Tochter, die einen Stockschnupfen	hatschi
die jüngste und wunderschöne Tochter	oh-lala
der stattliche Prinz aus dem Nachbarlande	aha
Pferd, Ross	klatschen, mit Füßen trampeln

Vor vielen Jahren lebte einmal ein König. Der war berüchtigt durch seinen grimmigen Blick (brrr).

Dieser König mit dem grimmigen Blick (brrr) hatte drei Töchter:

Die erste sah aus wie eine Hexe (hihihi), die zweite hatte einen Stockschnupfen (hatschi), und die dritte aber war die jüngste und wunderschöne Tochter (oh-lala).

Da war auch ein stattlicher Prinz aus dem Nachbarlande (aha).

Dieser stattliche Prinz aus dem Nachbarlande (aha) schwang sich eines Tages auf sein schnelles Pferd (trampeln) und gelangte zum Schlosse des Königs mit dem grimmigen Blick (brrr).

Weit öffnete sich das Tor zum Thronsaal.

Durch dieses trat der stattliche Prinz aus dem Nachbarlande (aha) zu dem König mit dem grimmigen Blick (brrr):

"Ich bin der stattliche Prinz aus dem Nachbarland (aha) und flog auf meinem galoppierenden Pferd (trampeln) hierher; denn ich habe gehört, du habest drei Töchter - und eine davon möchte ich heiraten." So sprach der stattliche Prinz aus dem Nachbarlande (aha) zu dem König mit dem grimmigen Blick (brrr).

Da hob der König mit dem grimmigen Blick (brrr) die Hand. Sogleich öffnete sich eine Tür vor den erstaunten Blicken des Prinzen aus dem Nachbarlande (aha), und hereintrat die ältere Tochter, die aussah wie eine Hexe (hihihi).

Es wandte sich der König mit dem grimmigen Blick (brrr) zu dem stattlichen Prinzen aus dem Nachbarlande (aha), der auf seinem galoppierenden Pferd (trampeln) gekommen war, und er sprach zu ihm: "Diese meine Tochter, die aussieht wie eine Hexe (hihihi) kannst du haben."

Aber der stattliche Prinz aus dem Nachbarlande (aha) erwiderte dem König mit dem grimmigen Blick (brrr): "Diese deine Tochter, die aussieht wie eine Hexe (hihihi), mag ich nicht."

Wieder öffnete sich die Tür vor dem erstaunten Prinzen aus dem Nachbarlande (aha), und diesmal trat die Tochter ein, die den Stockschnupfen hatte (hatschi).

Es wandte sich der König mit dem grimmigen Blick (brrr) zu dem stattlichen Prinzen aus dem Nachbarlande (aha), der auf seinem galoppierenden Pferd (trampeln) gekommen war, und sagte: "Wenn du nicht die Tochter haben

willst, die aussieht wie eine Hexe (hihihi), dann nimm die Tochter mit dem Stockschnupfen (hatschi)."

Aber der stattliche Prinz aus dem Nachbarlande (aha) mochte die Tochter mit dem Stockschnupfen (hatschi) ebenso wenig wie die Tochter, die aussah wie eine Hexe (hihihi).

Er sagte deshalb zu dem König mit dem grimmigen Blick (brrr):

"Ich habe gehört ihr besitzt noch eine junge und wunderschöne Tochter (oh-lala). Diese wunderschöne Tochter (oh-lala) möchte ich zur Frau. Gebt mir also eure jüngste und wunderschöne Tochter (oh-lala)!"

Da wurde der König mit dem grimmigen Blick (brrr) böse, denn er liebte seine jüngste und wunderschöne Tochter (oh-lala) sehr und wollte sie nicht hergeben. So sagte der König mit dem grimmigen Blick (brrr) zu dem stattlichen Prinzen aus dem Nachbarlande (aha):

"Wenn du nicht meine erste Tochter, die wie eine Hexe aussieht (hihihi) und nicht meine zweite Tochter mit dem Stockschnupfen (hatschi) haben willst, dann schwing dich, du stattlicher Prinz aus dem Nachbarlande (aha) auf dein Ross (trampeln) und lass dich nicht mehr bei mir sehen!"

Genau dies sprach der König mit dem grimmigen Blick (brrr). Also gleich öffnete sich je-

doch unerwartet die Tür, und herein trat die jüngste und wunderschöne Tochter (oh-lala).

Als der stattliche Prinz aus dem Nachbarlande (aha) sie sah, entbrannte er in Liebe zu der jüngsten und wunderschönen Tochter (oh-lala), und er wandte sich zu dem König mit dem grimmigen Blick (brrr):

"Gib mir diese deine jüngste und wunderschöne Tochter (oh-lala)!"

"Nein!" donnerte der König mit dem grimmigen Blick (brrr), und es sah so aus, als wollte der König mit dem grimmigen Blick (brrr) jetzt ganz grimmig werden. Doch da geschah das unerhörte: der stattliche Prinz aus dem Nachbarlande (aha) ergriff die jüngste und wunderschöne Tochter (oh-lala), nahm sie auf seine starken Arme und entschwand aus dem Thronsaal. Alle waren wie vom Schläge gerührt. Dann eilten sie hinaus:

der König mit dem grimmigen Blick (brrr), die Tochter die aussieht wie eine Hexe (hihihi)

und die Tochter mit dem Stockschnupfen (hatschi). Doch vor dem Schlosse sahen sie weder den stattlichen Prinzen aus dem Nachbarlande (aha) noch die jüngste und wunderschöne Tochter (oh-lala).

Nur in der Ferne hörten sie noch das galoppierende Ross (trampeln).

Der goldene Schlüssel

Vor langer Zeit irgendwo, irgendwann zur Winterszeit als tiefer Schnee lag musste ein armer Junge hinausgehen und Holz auf einem Schlitten holen. Wie er es nun zusammengesucht und aufgeladen hatte, wollte er, weil er so erfroren war noch nicht nach Hause gehen, sondern erst ein Feuer anmachen und sich ein bisschen wärmen.

Da scharfte er den Schnee weg und wie er so den Erdboden aufräumte, fand er einen kleinen goldenen Schlüssel. Nun glaubte er, wo der wäre müsste auch das Schloss dazu sein, grub in der Erde und fand ein eisernes Kästchen.

Wenn der Schlüssel nur passt dachte er. Es sind gewiss kostbare Sachen in dem Kästchen drin. Er suchte, aber es war kein Schlüsselloch da. Endlich entdeckte er eins, aber so klein, dass man es kaum sehen konnte. Er probierte und der Schlüssel passte glücklich da drehte er einmal herum. Und nun müssen wir warten, bis er vollends aufgeschlossen und den Deckel aufgemacht hat, dann werden wir erfahren, was für wunderbare Sachen in dem Kästchen sind.

Geschichten erzählen oder vorlesen?

Wenn eine Geschichte gut erzählt wird, ...
... ist sie lebendig.
... macht sie die Zuhörer aufmerksam.
... wirkt sie spannend.

Der Erzähler kann ...
... die Kinder immer ansehen.
... die Erzählung verändern.
... viel mit den Händen zeigen und deuten.
... die Fragen der Kinder in die Geschichte miteinbeziehen.

Es gibt aber auch Geschichten und Texte, die an eine sprachliche Form gebunden sind, bei denen es auf wörtliche Wiederholung des Geschriebenen ankommt (z.B. gereimte Gedichte oder Wortspiele). Solche Texte müssen vorgelesen werden.

Zum Erzählen:

Erzählen zu können ist keine natürliche Anlage. Es muss gelernt und vor allem geübt werden. JedeR muss seinen/ihren eigenen Erzählungsstil finden durch Versuchen, Lernen aus Fehlern - und wieder Versuchen. Geschichten erzählen kann riesigen Spaß machen!

Hinweise zur Vorbereitung:

⇒ Die Geschichte ganz durchlesen.

⇒ Personen und wichtige Schauplätze unterstreichen.

⇒ Dann einmal darüber schlafen.

Hinweise zum Erzählen:

⇒ Zettel und Text Daheimlassen.

⇒ Die Phantasie spielen lassen - erzählen, was du dir gemerkt hast.

⇒ Sprechen mit dem ganzen Körper (Mimik, Gestik).

⇒ Ev. Stimme verstellen bei direkten Reden.

Hinweise zur Auswertung:

⇒ Überdenken des Ablaufs.

⇒ Habe ich in verständlicher Sprache erzählt, schwierige Wörter erklärt?

⇒ Waren die Kinder begeistert?

Zum Vorlesen:

Auch wenn ich einen Text vorlese, muss ich den Text zuhause durchlesen und überlegen, wie ich ihn vor den Kindern lese.

Hinweise:

⇒ Lies langsam!

⇒ Mache Pausen!

⇒ Schau die Kinder dazwischen immer wieder an!

⇒ Vergiss nicht auf Mimik und Gestik!

⇒ Verstelle ev. deine Stimme!

Wo finde ich gute Geschichten?

- Ursula Wölfel: Die grauen und die grünen Felder (Fährmann Verlag)
- Mädchen dürfen pfeifen - Buben dürfen weinen (Verlag Jugend & Volk)
- Lene Mayer-Skumanz: Jakob und Katharina (Herder Verlag)
- Dietrich Steinwende: Das Hemd des Glücklichen
- Sabine Nickel und Elisabeth Achtnich: Geschichten, und was man damit machen kann; Reihe 8-13 (Verlag Burckhardthaus)
- Michael Hübner, Reinhold Frey, Frieder Trommer: Geschichten für die Jungschar von A - Z (Verlag Brockhaus)

- Peter Musall (Hrsg.): Ich will dir vom Frieden erzählen; Reihe 8-13
- Das Sprachbastelbuch (Verlag Jugend & Volk)
- Im Fliederbusch das Krokodil singt wunderbare Weisen (Verlag Jugend & Volk)
- Willi Hoffsümmer: 255 Kurzgeschichten für Gottesdienst, Schule und Gruppe (Verlag Grünewald)
- Otti Pfeiffer: Lachgeschichten (Loewe-Verlag)
- Geschichten-Behelf der Katholischen Jungschar

Julias anderer Tag

Gleich beim Aufstehen kam Julia der Gedanke, dass heute einmal ein anderer Tag sein sollte. Nicht so einer wie gestern und vorgestern und vorgestern.

Sie machte alles anders. Statt sich zu waschen, duschte sie. Zum Frühstück aß sie Haferflocken mit Zucker und Milch, nicht Marmeladenbrot, wie sonst. Sie räumte den Frühstückstisch ab und bat ihre Mutter, ihr das Haar zu zwei Schwänzchen zu binden. Sonst räumte die Mutter den Tisch ab, und Julia kämmte sich allein. An anderen Tagen ging sie immer auf der rechten Straßenseite zur Schule, heute auf der linken. Sie holte nicht Gabi ab, sondern Helga.

Gestern und vorgestern und am Tag zuvor war Julia in der Schule ziemlich still gewesen. Sie wusste viele Dinge nicht, und deshalb meldete sie sich selten. Aber heute war ein anderer Tag.

Gleich zu Beginn der Rechenstunde sagte sie zu ihrem Lehrer: "Ich habe die letzten Aufgaben nicht verstanden, könnten Sie sie mir bitte noch einmal erklären?" In Deutsch sagte sie ein Gedicht auf, obwohl sie Angst hatte, Stecken zu bleiben. Sie blieb auch stecken. Statt sich zu schämen, wie sonst, sagte sie: "Jetzt weiß

ich nicht mehr weiter. Helfen Sie mir?" Die Lehrerin half ihr. In der Pause aß Julia eine Brezel statt einem Apfel. Am Nachmittag übte Julia auf Helgas Rad Rad fahren. Gestern hatte sie zuviel Angst gehabt, herunterzufallen. Heute fiel sie. Ihr Knie blutete, und statt die Tränen zurückzuhalten, weinte Julia richtig. Ihre Mutter tröstete sie und gab ihr einen Kuss - das hatte sie gestern und vorgestern und am Tag zuvor nicht getan.

Sie schaute nicht die Kinderstunde im Fernsehen an, sondern wollte den Krimi sehen. Deshalb gab es Streit mit dem Vater. Zum Schluss sagte Julia nicht, wie sonst meistens: "Ich sehe es ein." Sie sagte: "Ich sehe es gar nicht ein, warum ich den Krimi nicht sehen darf. Das ist bloß weil du erwachsen bist und alles bestimmen kannst." Ihr Vater schaute sie erstaunt an und sagte: "Nanu, Julia!" Ihre Mutter sagte: "Wir sprechen morgen noch mal darüber, was Julia anschauen darf und was nicht, einverstanden?"

Als Julia ihren Eltern gute Nacht sagte, gab sie ihnen die Hand. Das tat sie sonst schon lange nicht mehr. Noch viele andere Dinge hatte sie an diesem Tag anders getan. Es war ein aufregender Tag gewesen.

(Irmela Brender)

Tistou mit den grünen Daumen

Tistou, ein kleiner, blonder französischer Junge, war der Sohn eines Waffenfabrikanten. Tistou war besonders begabt. Das merkte ein alter Gärtner, als Tistou Blumentöpfe mit Erde füllte und diese mit dem Daumen festdrückte. Schon nach kurzer Zeit blühten in diesen Töpfen herrliche Blumen. "Zeig mir doch mal deine Daumen", sagte der alte Gärtner, und er nahm Tistous Finger in seine großen, rotbraunen Hände. "Junge, du bist besonders begabt.

Du hast grüne Daumen. Das ist etwas außergewöhnliches. Deine Daumen sind ein Geschenk des Himmels. "Wieso grüne Daumen?" fragte Tistou ganz verdutzt. "Ich meine, die wären rosa oder jetzt sogar fast schwarz." "Du hast ein verborgenes Talent", sagte der Gärtner. "Deine grünen Daumen sind verborgen."

Und der Gärtner erklärte ihm, dass es überall Samenkörner gibt, die man auch nicht sieht und er, Tistou habe die wundersame Kraft, die-

se verdorrten und vertrockneten Samenkörner auf den Gehsteigen, in Mauerritzen, an Zäunen und Wänden mit seinen Daumen zu neuem Leben zu erwecken. Den Beweis dafür hatte er vor sich: die blühenden Blumentöpfe.

Am nächsten Tag ging Tistou mit seinem Privatlehrer durch die Stadt. Er sollte Ordnung und Gesetze kennenlernen. Tistou aber dachte, dass Ordnung nur dort ist, wo man zufrieden ist. "Wer Unordnung anrichtet, der kommt ins Gefängnis", sagte der Lehrer. Tistou war erschrocken, als er das Gefängnis sah. Riesengroße Mauern ohne Fenster. Er sah ein schwarzes Gitter mit ekelhaften Spitzen darauf und Stacheldraht. Tistou dachte sich, dass die Menschen im Gefängnis vielleicht nicht so wären, wenn es schöner wäre.

In der Nacht lief er hin und drückte seine Daumen überallhin, wo er nur hinkommen konnte. Am nächsten Tag war das Gefängnis über und über mit Blumen besät. Die Gefangenen wurden froh und zufrieden, sogar die Böartigen vertrugen sich miteinander.

"Ich habe eine ganz wichtige Sache entdeckt, sagt Tistou zum Gärtner, "Weißt du, was Blumen tun? Blumen stiften Frieden, und sie verhindern, dass das Böse sich entwickelt."

So begann Tistou mit seiner besonderen Fähigkeit seine Umwelt zu verändern. Er ging in die Vorstädte, wo das Elend hauste. Wie freu-

ten sich die Menschen, als auf einmal die grauen Mauern, die halbzerfallenen Hütten und schmutzigen Straßen in Blumenmeere verwandelt wurden. Er besuchte auch ein Mädchen, dass schon lange krank war. Es war ganz allein und sehr traurig. Tistou wusste, dass er es nur gesund machen konnte, indem er ihr Freude schenkte. Er ließ die schönsten Blumen in ihrem Krankenzimmer wachsen. Vögel und Schmetterlinge kamen, um das Mädchen zu besuchen - und es wurde wieder gesund. Als Krieg ausbrach, drückte er einfach seine Daumen auf die Waffen und überall sprossen Blumen hervor. Beim Abfeuern der Kanonen flogen statt Granaten Blumen durch die Luft. Die Soldaten auf beiden Seiten waren sichtlich froh. Sie freuten sich über die schönen Rosen, die aus dem Stacheldraht wuchsen. Sie lachten und damit war der Krieg zu Ende. Mit Hilfe seines Vaters, der zuerst nur schwer von dieser neuen Idee zu überzeugen war, machte Tistou aus der Waffenfabrik einen Blumenladen mit vielen wunderbaren Blumen. Sie sollten jeden Menschen erinnern, dass man Hass nur mit Liebe überwinden kann, dass Unfrieden durch Blumen der Freude gewandelt wird in Frieden, Glück und Zufriedenheit. Man muss nur, wie Tistou, seine Fähigkeiten zu nützen beginnen.

(Maurice Druon)

Das Märchen vom kleinen Herrn Moritz, der eine Glatze kriegte

Es war einmal ein kleiner älterer Herr, der hieß Herr Moritz und hatte sehr große Schuhe und einen schwarzen Mantel dazu und einen langen schwarzen Regenschirmstock, und damit ging er oft spazieren.

Als nun der lange Winter kam, der längste Winter auf der Welt in Berlin, da wurden die Menschen allmählich böse.

Die Autofahrer schimpften, weil die Straßen zu glatt waren, dass die Autos ausrutschten. Die Verkehrspolizisten schimpften, weil sie immer auf der kalten Straße rumstehen mussten. Die VerkäuferInnen schimpften, weil der Schnee gar nicht alle wurde. Der Milchmann schimpfte, weil ihm die Milch in den Milchkanen zu Eis gefror. Die Kinder schimpften, weil ihnen die Ohren ganz rot gefroren waren, und die Hunde bellten vor Wut über die Kälte schon

gar nicht mehr, sondern zitterten nur noch und klapperten mit den Zähnen vor Kälte und das sah auch sehr böse aus.

An einem solchen kalten Schneetag ging Herr Moritz mit seinem blauen Hut spazieren, und er dachte: "Wie böse die Menschen alle sind, es wird höchste Zeit, dass wieder Sommer wird und Blumen wachsen."

Und als er so durch die schimpfenden Leute in der Markthalle ging, wuchsen ganz schnell und ganz viele Krokusse, Tulpen und Maiglöckchen und Rosen und Nelken, auch Löwenzahn und Margeriten auf seinem Kopf. Er merkte es aber erst gar nicht, und dabei war schon längst sein Hut vom Kopf hochgegangen, weil die Blumen immer mehr wurden und auch immer länger.

Da blieb vor ihm eine Frau stehen und sagte: "Oh, Ihnen wachsen aber schöne Blumen auf dem Kopf." "Mir Blumen auf dem Kopf?" sagte Herr Moritz, "so was gibt es gar nicht!"

"Doch, schauen Sie hier in das Schaufenster. Sie können sich darin spiegeln. Darf ich eine Blume abpflücken?"

Und Herr Moritz sah im Schaufensterspiegelbild, dass wirklich Blumen auf seinem Kopf wuchsen, bunte und große, vielerlei Art, und er sagte: "Aber bitte, wenn Sie eine wollen..."

"Ich möchte gerne eine kleine Rose", sagte die Frau und pflückte sich eine.

"Und ich eine Nelke für meinen Bruder", sagte ein kleines Mädchen, und Herr Moritz bückte sich, damit das Mädchen auf seinem Kopf landen konnte. Er brauchte sich aber nicht so sehr tief bücken, denn er war etwas kleiner als andere Männer.

Und viele andere Leute kamen und brachen sich Blumen vom Kopf des kleinen Herrn Moritz, und es tat ihm nicht weh, und die Blumen wuchsen immer gleich nach, und es kribbelte so schön auf dem Kopf, als ob ihn jemand freundlich streichelte, und Herr Moritz war

froh, dass er den Leuten mitten im kalten Winter Blumen geben konnte.

Immer mehr Menschen kamen zusammen und lachten und wunderten sich und brachen sich Blumen vom Kopf des kleinen Herrn Moritz. Und keiner, der eine Blume erwischt hatte, sagte an diesem Tag noch ein böses Wort.

Aber da kam auf einmal auch der Polizist Max Kunkel. Max Kunkel war schon seit zehn Jahren in der Markthalle als Markthallenpolizist tätig. Aber so was hatte er noch nicht gesehen! Mann mit Blumen auf dem Kopf! Er drängelte sich durch die vielen lauten Menschen und als er vor dem kleinen Herrn Moritz stand, schrie er: "Wo gibt's denn so was! Blumen auf dem Kopf, mein Herr, zeigen sie doch mal bitte sofort Ihren Personalausweis!"

Und der kleine Herr Moritz suchte und suchte und sagte verzweifelt: "Ich habe ihn doch immer bei mir gehabt, ich hab ihn doch in der Tasche gehabt!"

"Aha", sagte der Polizist Max Kunkel, "Blumen auf dem Kopf haben Sie, aber keinen Ausweis in der Tasche".

Und Herr Moritz suchte immer ängstlicher seinen Ausweis und war ganz rot vor Verlegenheit, und je mehr er suchte - auch im Jakkenfutter, um so mehr schrumpften die Blumen zusammen, und der Hut ging allmählich wieder runter auf den Kopf.

In seiner Verzweiflung nahm Herr Moritz seinen Hut ab, und siehe da, unter dem Hut lag in der abgegriffenen Gummihülle der Personalausweis. Aber was noch?

Die Haare waren alle weg.

Kein Haar mehr auf dem Kopf hatte der kleine Herr Moritz. Er strich sich verlegen über den kahlen Kopf und setzte dann schnell den Hut drauf.

"Na, da ist ja der Ausweis", sagte der Poli-

zist Max Kunkel freundlich, "und die Blumen haben Sie wohl auch nicht mehr auf dem Kopf, wie?"

"Nein...", sagte Herr Moritz und steckte schnell seinen Ausweis ein und lief, so schnell

man auf den glatten Straßen laufen konnte, nach Hause.

Dort stand er lange vor dem Spiegel und sagte zu sich: "Jetzt hast du eine Glatze, Herr Moritz."

(Wolf Biermann)

Eins zu null für Bert

Es wird gleich regnen, denkt der Junge mit dem Kinderwagen. Gott sei Dank wird es gleich regnen. Dann trainieren sie nicht, dann wird es nicht auffallen, wenn ich wieder nicht dabei bin.

Bert schiebt den Wagen schneller. Vater wird es freuen, wenn ich schon eingekauft habe, überlegt der Junge.

Seit Berts Mutter fort ist, fährt der Vater nur noch Nachtschicht im großen Schacht auf der Zeche: als Schlachthauer. Nacht für Nacht. Nachmittags schläft er. Dann ist Bert da, hilft im Haushalt und achtet auf den Kleinen.

Und deswegen kann Bert nicht mehr zum heißgeliebten Fußballspiel in den Klassenklub, deswegen muss er das Training auslassen, und deswegen wird er wieder Ärger bekommen, ganz bestimmt.

Aber es geht nicht anders, das weiß Bert. Es wird sich erst ändern, wenn seine Mutter wiederkommt. Hoffentlich kommt sie bald!

Manchmal bedrängt der Gedanke den Jungen, wie lange das noch gutgehen wird. Was ist, wenn sie sich einen anderen Torwart nehmen, einen, der immer zum Training kommt?

Das Einkaufsnetz zieht wie ein Bleigewicht an Berts Arm. Der Junge hält den Kinderwagen an. Vorsichtig schiebt er die Beinchen des schlafenden Bruders zur Seite, schafft Platz für das Netz.

Als sich Bert dann aufrichtet, sieht er sie, alle

zehn. Ratlos zieht er die Unterlippe durch die Zähne. Jetzt haben sie mich.

Und natürlich sehen sie ihn. Sie kommen direkt auf ihn zu, die ganze Fußballmannschaft. Bedrohlich heben sich ihre Körper vom gelben Horizont ab. Dann bleiben sie stehen, bilden geschickt einen Halbkreis um Bert mit dem Kinderwagen, eine wütende, schweigende Mauer.

Wie ruhig es plötzlich ist. Bert versucht an seinen Klassenkameraden vorbeizuschauen. Wenn irgend jemand käme. Aber kein Mensch außer ihnen ist zu sehen, eine leere, ausgestorbene Straße. Ausgerechnet jetzt.

Was werden sie tun? Berts Blick sucht in ihren Gesichtern. Es wird Keile geben, das steht fest. Man belügt nicht ungestraft den Klub, man läßt den Klub nicht im Stich. Das ist eiserne Regel.

"So, so!" Martin, der Lange, wippt herausfordernd auf den Zehenspitzen. "Mal wieder auf Omas Beerdigung, was?"

Ein Stein trifft Berts Schienbein. "Zum Training zu faul, aber spaziergehen!" Frank, den sie den Bär nennen und den alle fürchten, steht direkt neben Bert. Der Junge kann den Atem des anderen spüren. Krampfhaft schaut Bert geradeaus.

Jetzt wissen sie es, denkt er gequält. Jetzt wissen sie, dass ich sie immer belogen habe. Immer, wenn ich nicht zum Training konnte.

Alles mögliche hat Bert als Entschuldigung angegeben: Arztbesuch, Beerdigung, wichtige Fahrt in die Kreisstadt. Alles mögliche, nur nicht die Wahrheit.

“Au”, Bert stöhnt auf. Der Bär hat Berts Arm gepackt und dreht ihn nach hinten um. Ein Spezialgriff. Man kommt nicht aus ihm heraus. Mit einem kurzen Ruck reißt der Bär den Arm hoch. Der Schmerz zieht heftig durch Berts Körper.

“Sag endlich, was du dir dabei gedacht hast!” Noch dichter tritt der Bär an Bert heran. “Uns so anzulügen!” Bert beißt sich auf die Lippen und schweigt. Sie würden ihn doch nicht verstehen.

“He, bist du schwerhörig! Wo warst du jedes Mal?” Irgend jemand aus der Menge ruft es. Irgend jemand. Bert weiß nicht wer. Die Gesichter verschwimmen vor seinen Augen. Ihm ist, als sprächen sie alle mit einer Stimme, aus einem einzigen riesigen Maul. Das Maul eines Raubtieres, das jeden Augenblick bereit ist zuzuschnappen.

Berts Arm schmerzt. Noch mehr aber verletzen ihn die verächtlichen Blicke der Jungen. Sie zeigen es deutlich. Sie wollen ihn nicht mehr. Aus ist's mit dem Klub, vorbei! Alle Lügen waren umsonst.

Berts Knie zittern vor Anspannung. Wenn sie doch endlich mit dem Prügeln anfangen würden! Aber nicht einmal das. “Mensch, zische ab”, sagt jetzt einer. “Bei dir lohnen sich nicht mal Prügel. Wäre reine Kraftverschwendung. Hau ab, zur Mami!”

Bert merkt, wie ihm das Blut in den Kopf steigt. Was wissen sie von der Mutter? Sie können alles machen, nur seine Mutter sollen sie aus dem Spiel lassen. Aber schon geht es los.

“Bert kann nicht zur Mami. Mami ist in der Klapsmühle”, schreit einer. “Bert muss selbst Mami spielen.” Es war wie ein Signal. Die Jun-

gen grölen jetzt durcheinander. “Klapsmühle” schreien sie und: “Mamispiele!” Dabei hüpfen sie herum und boxen sich schadenfroh in die Seiten. “Klapsmühle, Mamispiele!”

Bert steht wie betäubt, noch immer im Griff von dem, den sie Bär nennen. Und der Lärm weckt schließlich den kleinen Bruder auf. Verstört schaut er auf die vielen Köpfe über ihm. Dann schreit er los. Bert reibt sich das schmerzende Handgelenk. Der Kleine hat Angst, denkt er. Er spürt sie wie ich, die Feindseligkeit und die Gefahr. Saubande, blöde.

Das Weinen des Kindes wird heftiger, drängender. Hilflos streckt es Bert die Arme entgegen. Der kleine Oberkörper beugt sich weit vor, als suche er durch eigene Kraft in die Nähe des großen Bruders zu kommen. Dahin, wo er sich sicher glaubt, wo er Schutz vermutet.

Einen Augenblick lang zögert Bert. Dann bückt er sich, ohne die anderen eines Blickes zu würdigen, nimmt ruhig den Kleinen auf den Arm und drückt ihn zärtlich an sich. Dann gibt er ihm einen Kuss, mitten auf die Nasenspitze.

“Ganz wie Mami”, höhnt einer und lacht dazu. Aber die anderen lachen nicht mehr mit. Sie sind still. Nur der Bär sagt etwas. “Halt die Klappe”, sagt er und ist dann auch so merkwürdig still.

Eine eigenartige plötzliche Stille.

Bert bemerkt sie nicht. Er spürt das nasse Gesichtchen an seinem Hals und eine kleine warme Hand, die Halt in seinem Haar sucht.

Da lächelt Bert. “Sucht euch mal einen anderen Torwart”, sagt er leise, “ich verzichte”. Entschlossen schiebt er mit der freien Hand den Kinderwagen auf die Gruppe der Jungen zu.

Verwundert machen sie Platz.

Ganz fest hält Bert den kleinen Kinderkörper. Schon lange hat der Junge nicht mehr ein

so gutes Gefühl gehabt. Er spürt das Gewicht des Kleinen kaum. Leicht wie eine Feder scheint er geworden zu sein. Als ihn dann die anderen einholen, hat Bert noch das Lächeln im Gesicht. Er hört ihre Schritte, dreht sich ruhig um. Erstaunt, als hätte er sie eine lange Zeit nicht gesehen, schaut er sie an und fragt: "Ist was?"

Keiner der Jungen gibt eine Antwort. Die ersten Regentropfen fallen. Warmer Sommerregen wäscht die staubige Straße.

Es dauert eine kleine Ewigkeit, ehe Martin zögernd spricht: "Du könntest den Kleinen ja zum Training mitbringen. Wir passen dann abwechselnd auf ihn auf. Ganz bestimmt. Du kannst dich auf uns verlassen."

Nun hätte Bert zum ersten Mal an diesem Tag fast geweint. Er holt tief Luft, und seine Schul-

tern heben sich. Dann sagt er, "Bis morgen also, zum Training." Er geht ein paar Schritte und dreht sich noch mal um. "Und den Kleinen bring ich mit."

Wenig später zieht er den Kinderwagen in den Hausflur, nimmt das Einkaufsnetz heraus und geht mit dem kleinen Bruder die Treppe hinauf. Leise öffnet er die Wohnungstür. Vielleicht schläft der Vater noch.

Ich werde es der Mutter in die Klinik schreiben, nimmt sich Bert vor. Ich werde ihr schreiben, wie glücklich ich bin. Das wird sie freuen, und die Freude wird ein wenig helfen, ihr krankes Gemüt wieder gesundzumachen. Denn Freude macht gesund, das hat ihm einmal der Arzt gesagt.

(Hiltraud Olbrich)

Völkerball

Jeden Donnerstag hat die 4.a - Klasse Turnen. Jeden Donnerstag spielen sie Völkerball. Jeden Donnerstag Buben gegen Mädchen. Und jeden Donnerstag gewinnen die Buben. Nein, nicht jeden Donnerstag - einmal, im März muss das gewesen sein, siegten die Mädchen. Ja, 13. März; Karin hat den Tag in ihrem Kalender rot angestrichen, Manuela hat sogar freiwillig einen Aufsatz darüber geschrieben, und über der Überschrift "Völkerball" steht "13. März".

An diesem Tag waren Manfred, Alexander und Reinhold nicht in der Schule. Alle drei hatten sie Mumps. Manfred, Alexander und Reinhold sind die besten Völkerballspieler in der 4.a. Hannes sagt zwar, so gut wie Manfred fängt er noch lange, aber schießen, schießen wie Manfred kann keiner! Jedesmal, wenn Manfred an den Ball kommt, versteckt sich Karin in der Nische zwischen Kasten und Barren, seit sie im Herbst ein Schuss von ihm am Kopf getroffen hat, dass sie mit einer leichten

Gehirnerschütterung zum Arzt musste. Jetzt nehmen sie immer einen weicheren Gummiball statt der harten Lederkugel, aber so viel Unterschied macht das auch nicht bei Manfreds Schüssen. Das hat auch die 4.b beim Klassenmatch zu spüren bekommen: Innerhalb von fünf Minuten hatte Manfred im Alleingang die Hälfte der Kinder aus der anderen Klasse ausgerottet! Und Alex fängt jeden Ball. Kein Wunder, er ist ja Fußballtormann in der Knabenmannschaft von "Vorwärts". Und Reinhold fängt gut, schießt scharf und ist so groß, dass er fast jeden hohen Ball der Mädchen hinten an der Grundlinie erwischt. Aber, wie gesagt, an diesem 13. März hatten Reinhold, Alex und Manfred Mumps, und als die 4.a vom Schulhaus zur Turnhalle ging, sagten die Buben leise untereinander, dass es diesmal vielleicht ein, zwei Minuten länger dauern würde, bis sie die Mädchen abgeknallt hätten. "Zwei Minuten, höchstens, länger darf es nicht dauern!" rief Karli, der kleinste der Klasse, und Hannes, der eine Digitaluhr mit Stoppvorrichtung hat,